

Kurze
Erzählungen

aus
dem Englischen

übersetzt

von

Stella v. S.

Dorpat 1887.

Druck u. Verlag von R. A. Hermann.

Kurze

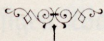
Erzählungen

aus

dem Englischen

übersetzt

Stella v.



Dorpat 1887.

Druck u. Verlag von K. A. Hermann.



7408

Дозволено Цензурою. Дерптъ, 25. Апрелья 1887 г.

Vom Meere ausgespült.

Wild fuhr der Sturm übers Meer; Donner und Blitz folgten rasch auf einander, und thurmhohe Wellen brachen sich an der felsigen Küste, als wollten sie ihre ganze Wuth ausschütten. Die Schiffer des kleinen Dorfes, das verborgen zwischen den hohen Felsen lag, horchten in feierlicher Stille. Kein Lied ertönte, kein Scherz wurde laut. Alle hatten nur einen Gedanken. „Gott helfe ihnen!“ rief Will Coningham, als der Sturm für einen Augenblick nachließ, „das war ein Nothschuß! Kein Schiff konnte sich bei diesem Wetter halten!“ Alle horchten mit erneuerter Aufmerksamkeit. Der Orkan bließ mit verdoppelter Kraft und segte über See und Land, als wollte er keinen Widerstand haben. Dann klang es wie ein langes Schluchzen! In der Stille, die drauf folgte, hörten sie deutlich Kanonenschüsse. „Will, komm heraus!“ rief Mary Torbes, Will's verlobte Braut, die rosigen Wangen bleich vor Schreck. „Ich kann hier nicht sitzen, während dort solch ein Jammer ist; komm heraus, Will, wir wollen ihnen wenigstens näher sein, wenn wir auch nichts anderes thun können!“ Sie nahm seinen Arm, und sie gingen hinaus, begleitet von mehreren braven Fischern. Sie konnten das Schiff beim Schein der Blitze deutlich sehen, es war ein großer Ost-Indienfahrer, der vergeblich

versuchte, sich von der Küste frei zu halten. „Kann nichts geschehen?“ fragte Mary mit rauher Stimme. „Durch uns nichts, aber alles durch Ihn, mein Schatz. Er hält den Sturm in Seiner Hand!“ „Ach Will, ich bete, ich bete für sie, möge Er ihnen helfen, wir können es nicht!“ Ja wahrlich, so war es. Sie hatten kein Rettungsboot, und der Versuch eines der ihrigen ins Wasser zu lassen, wäre vergeblich gewesen. Sie blieben am Strande, bis die Blitze aufhörten, dann gingen sie nach Hause, aber nicht zum Schlafen. Am nächsten Morgen war Will der erste am Strande. Es war noch halb dunkel. Er suchte unter den Trümmern am Ufer, was der See ausgeworfen hatte. Dann sah man ihn zurückkehren, Mary neben ihm, ihr Haar und ihre bloßen Füße naß vom Seewasser. Warm gebettet in Will's starken Armen lag ein Kind. Es mochte 12 Monate alt sein, ein kleines Mädchen. Sie war an ein Brett angebunden und auf diese Weise ans Ufer gespült, verhältnißmäßig unverletzt. Mehrere Leute versammelten sich herum. „Gott segne das arme Geschöpf“, rief eine Fischerfrau, indem sie ihre Hände faltete. „Jack, seht ihr nicht dieses hübsche Ding,“ sagte ein Mädchen, während sie mit ihren dicken Fingern, ein Medaillon ansaßte, das um den Hals des Kindes hing. Es enthielt das Bild eines Herrn, ein schönes Gesicht, recht sonnverbraunt, es konnte das eines Officiers sein — und eine Locke braunen Haars. Auf der Kapsel standen die Namen: Edith May. Niemand wußte, wem der „Flocken der See“ gehörte. Aber Will und Mary, nachdem sie sich bald drauf geheirathet, erzogen es wie ihr eigenes Kind. Sie war sicher aus edler Geburt, aber Will und Mary waren ernste und treue Christen,

und das Verständniß der Bibel mit ihren sanften und reinen Lehren übte seinen Einfluß auf ihr ganzes Wesen.

Der Prediger des Ortes sorgte für die Erziehung der kleinen Waise, und sie wurde die stete Begleiterin seiner eigenen Tochter. Als sie dann später noch durch ein neues Band an seine Familie geknüpft wurde, indem sein Sohn sie zu seiner Gattin erkor, dann erst erzählte man ihr die Geschichte ihrer Rettung aus den stürmischen Wellen, und sie ging allein auf den Kirchhof und betete still in der Ecke, wo damals die Leichen begraben worden waren, die nach dem Schiffbruch von dem Meere ausgespült wurden.

Der treue Will übergab sie ihrem neuen Beschützer mit den einfachen Worten: „Sie war uns Gottes Gabe,“ und sie klammerte sich an ihren Pflegevater auch in ihrem nungefundenem Glücke, und der, welcher fortan sie lieben und ehren wollte, hätte es nicht anders gewünscht. Indem er Will's Hand drückte, sagte er: „Er hat Euch damals gesandt, um meine Perle aus der See zu retten.“

Was der Mond sah.

Meine Strahlen, sprach der Mond, fielen einst auf die Küste von Schottland. Es war im November. Der Wind blies stark, das Meer hatte eine bleierne Farbe, und die Wellen brachen sich an den Felsen der Küste. Ein gutes Schiff versuchte den Hafen zu erreichen. Es sah schon das Feuer des Leucht-Thurmes, als eine Welle, die über das ganze Deck spülte, ihm das Steuer brach, und so trieb es auf einen Riff. Am Bord befanden sich der Capitain, ein schöner Mann

von gegen 40 Jahren und sein Sohn von 14 Jahren, und 8 Matrosen, alle kräftige Leute, die ihr Seemannsleben liebten. Sie hatten zwei Böte am Bord, und da das Schiff nicht weit von der Küste fest lag, hofften sie sich zu retten; sie ließen eins der Böte herunter. Sturzwellen füllten es mit Wasser, und es sank. Nun blieb ihnen nur noch ein Boot. Ein Capitain, der seine Pflicht kennt, verläßt immer als der letzte sein Schiff, aber hier war die Mannschaft ihm sehr ergeben, und keiner wollte zuerst ins Boot. Der Capitain aber blieb fest. Er ließ alle Matrosen einsteigen, und als er eben seinen Sohn und dann sich selbst hinterlassen wollte, riß das Tau, welches das Boot hielt, und eine hohe Welle brachte es weit fort. Da waren sie nun allein, Vater und Sohn, und der Tod stand fast sicher vor ihnen. Aber sie ließen den Muth nicht sinken. Noch war in dem Schiff nicht viel Wasser und sie arbeiteten die ganze Nacht mit den Pumpen.

Nicht weit von der Küste liegt ein kleines Haus, sprach der Mond weiter. Ein Licht brannte am Fenster. Ich sah hinein und erblickte eine Frau, die da kniete und betete. Der Sturm heulte immer ärger, sodaß das ganze kleine Haus zitterte. Der Regen schlug an die Fensterscheiben, und Wolken verdeckten mich oft. Gegen Morgen wurde der Himmel etwas klarer; die Frau wandte ihr Gesicht zu mir. Zwei große Thränen flossen an ihren Wangen hinunter. Sie sprach aber: „Dein Wille geschehe und nicht der meine!“

Und jetzt ist es wieder Nacht. Ich sehe nach dem Schiff, aber seit gestern hat es sich viel verändert. Das Wasser dingt von allen Seiten hinein. Ein Mast ist gestürzt und hat dabei den Capitain verwundet. Sein

Sohn hat ihm ein Lager aus Tauwerk gemacht und ihn mit einem Segel bedeckt. Die Nothflagge flackert ganz zersezt. „Mein armes Kind,“ sagte der Vater, „hätte ich dich doch retten können!“ „Verzweifle nicht, Vater! Gott kann uns ja noch retten, und ich bin sicher, daß die Mutter für uns betet!“ Und er gab seinem Vater einen Schluck Wein zur Stärkung.

„Siehst du, Vater, daß ich Recht hatte; ich sehe ein Segel, wir werden gerettet werden.“ Der Capitain erhob sich und sah wirklich ein Schiff, das sich ihnen näherte. Sie signalisirten so viel sie konnten, aber das Schiff sah sie nicht, oder fürchtete vielleicht sich zu sehr den Rissen zu nähern, bald war es am Horizont verschwunden. Da stand ihnen das Herz still, ihre Glieder waren halb erfroren, das verwundete Bein des Capitäns schmerzte ihm sehr, und das Wasser stieg immer höher! Meine Blicke wandten sich an viele Orte auf einmal, fuhr der Mond fort. Ich sah das Ufer und ein halb zertrümmertes Boot, das einige Fischer aus dem Wasser zogen, während andere versuchten, die erstarrten Glieder von mehreren Schiffbrüchigen zu erwärmen. Einer von diesen, ein alter Matrose mit grauem Bart, kam zuerst zu sich und sagte: „Nun, Kameraden, es wird uns nicht viel schaden, daß wir etwas Salzwasser geschluckt haben, jetzt gilt es unseren Capitän zu retten; habt Ihr hier ein Rettungsboot?“ „Ja in einiger Entfernung.“ „Nun dann muß man es haben, und rasch, es ist keine Zeit zu verlieren!“

Ich sah wieder auf das Schiff, setzte der Mond fort, es war nur noch ein kleiner Fleck des Deckes trocken, der Capitän athmete, sein Sohn kniete neben ihm und suchte durch ein Fernrohr, denn er glaubte einen schwar-

zen Punkt auf den Wellen zu erkennen. Der Wind war stiller geworden, der Himmel war klar, und ich schien hell. Der schwarze Punkt wurde größer, der Knabe glaubte ein Boot zu erkennen, wollte seinen Vater aber nicht stören, bevor er ganz sicher war. Jetzt aber sieht er es ganz deutlich, er glaubt sogar ihren alten Steuer-
mann zu erkennen. Er schüttelt seinen Vater, dieser rührt sich nicht, er wirft sich auf ihn, umarmt ihn, versucht ihn zu erwärmen. Endlich öffnet er die Augen. „Vater, ich seh ein Boot und William, der uns Zeichen macht.“

„Du irrst dich, mein Sohn, du träumst!“ „Nein, sieh doch, warte, stütze dich auf mich, und sieh!“ Es war wirklich ein Boot und wurde kräftig gerudert. Endlich ist es nah genug vom Brack, um ein Tau zu werfen. Der Knabe fängt es auf, aber seine erstarrten Finger vermögen es nicht zuhalten, und es gleitet fort. „Nur Muth haben, ruft ihm William zu, noch einmal aufgepaßt!“ Dem Capitän war es gelungen sich aufzurüsten. Mit der Hand, die er gebrauchen konnte, half er seinem Sohn das Tau zu ergreifen und es zu befestigen, dann ließen sie sich hinunter ins Boot. Das Tau wurde gehaggt, und sie ruderten zur Küste. Es war hohe Zeit, denn bald drauf brach das Schiff entzwei, und man sah nur noch einige Trümmer umherschwimmen.

Meine Strahlen, sagte der Mond, fielen wieder auf das kleine Haus und auf das Gesicht der Frau, die es bewohnte. Nach den vielen Nachtwachen war sie todtmüde und war auf ihrem Stuhl eingeschlafen. Ein Netz, das sie flickte, lag auf ihrem Schoß, eine Lampe brannte auf dem Tisch, und Wasser in einer Kasserolle kochte leise auf dem Heerd. Ein Lächeln strich über ihre Züge, sie rieb sich die Augen und wachte auf, sie

seufzte tief und nahm wieder ihre Arbeit. Plötzlich horchte sie auf, wurde noch blässer, als sie schon war. Sie glaubte Schritte zu hören, sie lief zum Fenster und sah hinaus. Ich schien hell auf die ganze Gegend, aber sie sah nichts.

Ach, sagte sie traurig, ich glaube immer etwas zu hören! Eine halbe Stunde verging. Sie hielt die Augen auf ihre Arbeit. Mit einem Mal hob sie sie, als die Thür sich eben öffnete: Ein Freudenschrei, ein stummes Dankgebet, das Gott allein hörte, und ich zog mich zurück. — Da waren Mann und Sohn!

Der alte Fischer.

Armer, alter Joel Langton! Er ist fast unfähig zu arbeiten. Er ist Fischer gewesen, seit er ein ganz kleiner Junge war und mit seinem Vater hinausging und ihm bei den Seznegen half. Manchen Tag der Arbeit hatte er gesehen und schwere Arbeit geleistet im Kampf gegen Wind und Wellen. Und manchen tiefen Kummer hat er durchgemacht. Seine Frau starb vor einigen Jahren und auch sein einziger Sohn. Er hat Niemand mehr von seinen Lieben um sich, als nur seine kleine Großtochter; aber die liebt er auch mehr, als ich es euch sagen kann. Der alte Joel hat eine nette kleine Hütte, die ihm gehört, und Annie, seine kleine Großtochter, hält sie in Ordnung. Sie macht es sehr gut mit der Hülfe einer freundlichen Nachbarin, die bisweilen für die schwerste Arbeit zu Hülfe kommt. Der alte Mann erwirbt sich etwas mit Netzstricken für die Fischer, die immer die seinigen kaufen und sagen sogar: „Keine Furcht, daß Joel's Netze auseinander gehen, er macht

sie gut fest!“ Während er so an den langen Winterabenden strickt, liest Annie ihm vor.

Was liest sie? Hört: „Und als der Abend gekommen war, gingen seine Jünger hinab zum See, und traten in ein Schiff und fuhren über den See nach Capernaum, und es war dunkel, und Jesus war nicht mit ihnen.“ „Ja, ja es wird dunkel sein, ohne Ihn, eine dunkle Nacht auf dem See, und der Meister fort, ja, ja, ich weiß.“ Und der alte Mann vertiefte sich in seine Gedanken. „Ja ich bin durch manche Nacht der Trübsal gegangen.“ Und er legte seine Arbeit fort und sah traurig ins Feuer. Das Kind las weiter und bald hörte er auch die Worte: „Sie sahen Jesus auf dem Wasser gehen, und er näherte sich dem Schiff.“ „Ja, ja, er mußte sicher kommen, er liebte immer die Fischerleute,“ murmelte der alte Mann. „Er ließ sie nicht in der Dunkelheit und im Sturm, Großvater,“ sagte des Kindes Stimme, „sieh hier steht es weiter, „als sie ihn ins Schiff genommen, kamen sie gleich ans Ufer“, es war dann nicht mehr dunkel und stürmisch.“

„Nein, es war dann alles gut, als sie ihn hatten, ja mein Kind ich weiß. Er ist mit mir, und ich werde einst das Ufer erreichen!“ Und der alte Mann nahm getröstet seine Arbeit wieder auf.

Das hölzerne Bein.

„Gebt mir einen Penny, Kinder, einen Penny für einen armen Matrosen!“ und er hielt seinen Hut hin, in der Hoffnung, daß die Kinder etwas hineinwerfen

würden. Einer der Knaben besah sich ein großes Bild, das am Bretterzaun hing, es zeigte eine schreckliche Scene: große Eisbären, die um ein Schiff krochen, welches im Eise fest saß. „Was bedeutet dieses Bild?“ fragte der Knabe. „Dort habe ich mein Bein verloren,“ antwortete der Matrose. „Erzähle mir das“, bat der Knabe, denn er liebte Geschichten. „Ich war einst jung und kräftig und ging als Matrose auf ein schönes Schiff, das auf den Wallfischfang zog, weit in den Norden. Wir wurden weiter getrieben, als wir vorgesehen hatten, und mußten den ganzen Winter dort bleiben. Eine recht schlimme Zeit war es: Viele von uns wurden krank, und als wir in unseren Kojen lagen, konnten wir die Bären ums Schiff heulen und auf dem Eise kriechen hören, ganz wie ihr es auf dem Bilde seht.“

„Fürchtetet ihr euch?“ fragte der Knabe. „Nun, angenehm war es gerade nicht. Ich wußte wohl, daß keiner der Bären an Bord kommen konnte, so lange unsere Leute stark genug waren, sie zu schießen, aber es war ein trübseliger Lärm zu hören, und wir wußten nicht, wann wir fort könnten.“ „Aber endlich kamt ihr doch fort?“ „Ja nach einem schrecklichen Winter, und die Krankheit, die ich dann durchmachte, blieb mir im Bein, und als ich nach England zurückkam, mußte ich es mir abnehmen lassen, und nun kann ich nicht mehr für meinen Lebensunterhalt arbeiten.“ „Nun“ sagte der Knabe, „hier ist ein Penny, es ist alles; was ich habe“, und nach einer Weile, „ich wollte einen Kuchen dafür kaufen, aber ich freue mich, daß ich euch zuerst sah; ich habe jetzt kein Verlangen nach einem Kuchen; ihr seht krank aus, lebt wohl!“

Ihr seid diesen Weg noch nicht gezogen.

Guten Morgen, meine jungen Leser, ich wünsche euch ein gesegnetes, nützliches, wahrhaft glückliches neues Jahr! Wie rasch vergeht die Zeit! Es scheint als wäre es gestern, seit dem letzten Neujahrstage, und jetzt ist das Jahr hin, hin für immer! Ach möchte dieses neue Jahr ein neuer Abschnitt unseres Lebens sein, ein erneuerter Versuch, in die Fußstapfen unseres Herrn Jesus zu treten! Wir können aber nicht dem Heiland folgen, wenn wir ihm nicht zuerst die Herzen gegeben: Habt ihr es gethan? Haltet einen Augenblick still, und seht aufs vergangene Jahr zurück. Ist dieses Jahr Jesus geweiht worden? Ach, wenn ihr das alte Jahr begonnen und beendet habt, ohne euren treuen Heiland, laßt den ersten Tag des neuen Jahres es sein, daß ihr euch ihm ergiebt!

Vor vielen, vielen Jahren befand sich Israel, das Volk Gottes, an der Grenze des gelobten Landes. Sie waren nie in dem Lande gewesen. Es war ihnen Alles neu; jeder Schritt des Weges war ihnen unbekannt und fremd, und während dreier Tage lagerten sie am Ufer des Stromes. Welche Gedanken müssen sie bewegt haben! Sie müssen zurückgeblickt haben auf die langen Jahre der Wanderung durch die Wüste, und wie Gott dort für sie gesorgt hatte, und dann sahen sie voraus auf das neue Leben und wußten nicht, was es ihnen bringen würde. Josua hatte ihnen gesagt: „Ihr seid diesen Weg noch nicht gezogen.“ Nein, es war Alles neu und ungewohnt. Es war wie das neue Jahr für uns ist; wir wissen nicht, was der nächste Tag bringen wird; wir wissen nicht was wir zu thun haben

haben werden, noch wo wir hingehen, noch was geschehn wird. Ist es nicht ein ernster Gedanke, wenn ein ganzes neues Jahr vor uns im Kommen ist, und wir kennen keine einzige Stunde davon, denn wir sind diesen Weg noch nicht gezogen! Nun denn, sollen wir erschreckt und sorgenvoll sein? Nein, hört Gottes Wort an sein Volk Israel, was eben so dir und mir gesagt ist, die wir seine Kinder sind: „Ich will mit dir sein.“ „Der lebendige Gott ist mitten unter euch.“ Und so lange er mit uns geht, ist es gut. Hättet ihr eine Reise allein zu machen auf einer Straße, die ihr nie zuvor gesehen, so würdet ihr furchtsam und sorgenvoll sein, besonders müßtet ihr diese Reise in der Nacht unternehmen; wenn aber Jemand, der euch lieb ist, älter und stärker und weiser als ihr, der jeden Schritt des Weges kennt, dann zu euch käme und euch sagte: „Ich gehe mit euch“, wohl würde alle eure Furcht verschwinden, und ihr würdet vorwärts gehen, glücklich und vertrauensvoll. So ist das Erste, das wir zu thun gaben, uns Jesu zu ergeben. Wir können nie in ein wahrhaft glückliches neues Jahr hinein, wenn das nicht geschehn. Sind wir aber zu ihm gekommen mit all unsere Sorgen, Wünschen und Hoffnungen, dann können wir auch ruhig hineingehn ins neue fremde Jahr, unsere Hand in die seinige legend und wissend, daß er führen wird.

Ja die Zukunft ist uns unbekannt, sind wir aber Christi sicheres Eigenthum, können wir wohl sprechen:
 Mag die Zukunft finster scheinen,
 Vor Dir ist sie hell und klar,
 Laß, o Heiland, drum die Deinen,
 Freudig gehn ins neue Jahr!

Mariens Arche.

Ich will euch eine Geschichte erzählen, die weit weit weg von hier in Amerika, an der Küste des stillen Oceans sich zugetragen hat. Ich habe sie von der Person gehört, die die Hauptrolle dabei gespielt, hat. Diese Person ist eine Frau.

Nicht weit von der Meeresküste zieht sich meilenweit ein Sumpfland hin, das aber stellenweise mit starkem Holz bewachsen ist. Der Sumpf steht durch einen Fluß und Canal mit dem Meere in Verbindung, so daß bei der Fluth das Wasser auch im Sumpfe steigt.

Der Mann dieser Frau, von der ich euch erzählen will, war Holzhauer. Ihr kleines Haus stand einsam am Rande des Sumpflandes, hoch auf einem Rahmwerk gebaut. Es war Frühlingsanfang. Das gehauene Holz war zu einem Floß vereinigt worden und mußte jetzt durch den Canal in den Fluß und so allmählig ins Meer gelangen, um an der gegenüberliegenden Küste der tiefen Bucht, abgelagert zu werden. Die Frau stand an der Thür, als ihr Mann mit einem Gefellen fortzog, und es fiel ihr auf, daß der Südost-Himmel eine sonderbare Färbung hatte. Später fielen ihr auch die Worte ein, die ihr Mann an seine Gefährten gerichtet hatte: „Wir werden gut thun, uns zu beeilen, um dem Südostwinde zu entgehn und dem Unwetter, das da aufzieht.“

In derselben Nacht brach der Sturm los, und so heftig her, wie sie sich dessen von früher nicht erinnerte. Mehrere große Bäume stürzten im nahen Walde, und das kleine Haus schaukelte, wie eine Wiege.

Trotz dem Heulen des Windes fürchtete sich die

Frau nicht: Das Haus war fest; ihr Mann hatte es gebaut, und hätte er eine wirkliche Gefahr vorausgesehen, so wäre er nicht fortgegangen und hätte sie mit ihrem Kinde nicht allein gelassen. Dieser Gedanke, ihre Arbeit im Hause und besonders die Sorge um ihr Kind, das krank war, hinderten sie, sich besonders um den Sturm zu kümmern. Sie hoffte nur, daß ihr Mann mit seinem Holz glücklich den Hafen erreicht habe. Als sie im Laufe des Tages aber das Haus verließ, um ihre Kuh und die Hühner zu füttern, bemerkte sie, daß das Wasser schon bis zur Gartenmauer gestiegen war. Auch hörte sie deutlich das Brausen des Meeres, obgleich es mehrere Meilen entfernt war. Sie fing an zu wünschen, Jemand bei sich zu haben, um sich mit ihm zu berathen. Wäre der Sturm nicht so arg gewesen, die Entfernung nicht so groß und der Weg nicht so beschwerlich, dann hätte sie ihr kleines Kind in die Arme genommen und sich zu ihrem nächsten Nachbar geflüchtet. Sie that es aber nicht: Ihr Mann konnte ja mitten im Sturm heimkehren, ganz durchnäßt, und er hätte dann Niemand zu Hause gefunden, und dann fürchtete sie auch ihr Kind der Kälte auszusetzen, denn es war sehr krank und hatte starke Halsschmerzen. Die Nacht darauf legte sie sich nicht zu Bette, obgleich der Sturm etwas nachgelassen hatte. Die arme Frau saß da und versuchte zu lesen, sie las aber nur mit den Augen, ihre Gedanken waren weit fort, und die Worte, die sie las, hatten keinen Sinn für sie. Sie legte das Buch fort, setzte sich an die Wiege ihres Kindes, schaukelte es leise und freute sich, daß es ruhig schlief. Nach Mitternacht übermannte sie die Müdigkeit, sie warf sich angekleidet auf ihr Bett und schlief ein. Wie lange sie schlief, dessen konnte

sie sich nicht erinnern, aber plötzlich erwachte sie, zitternd am ganzen Körper. Auch das Kind schrie im Schlaf auf; sie nahm es in ihre Arme und ging mit ihm im Zimmer auf und ab. Plötzlich hörte sie an der Hausthür krähen. Sie öffnete furchtsam und freute sich zu sehn, daß es nur Ralph, der alte Haushund, war. Ralph war triefend naß. Sie hätte gern einen Blick hinausgeworfen, nicht weil sie schon ihren Mann erwartete — der konnte ja nicht in der dunkeln Nacht kommen — sie hätte aber gern gewußt, wie es draußen aussah. Der Wind war aber noch so stark, daß er ihr fast die Thür aus der Hand riß, daher machte sie sie rasch wieder zu. Sie blieb einige Minuten sitzen, dann trieb die Unruhe sie wieder auf. Endlich legte sie sich wieder aufs Bett. Dieses stand an der Wand, und sie glaubte ein leises Geräusch zu hören, als hätten Nester gegen die äußere Wand gerieben. Sie setzte sich auf und bemerkte dann etwas, was auf der Diele weiter kroch, von der Hinterthür her bis mitten ins Zimmer. Anfänglich war es nur fingerbreit, plötzlich wurde es aber breit wie die Hand. Es war Wasser! Die Frau stürzte zur Hausthür und öffnete sie: sie sah nur Wasser! Sie ging zur Hinterthür, riß sie auf: auch hier Wasser! Sie öffnete das Fenster: Wasser, Wasser überall!

Dann erinnerte sie sich, daß ihr Mann oft gesagt, man habe nichts von der Fluth zu fürchten, auch wenn sie sehr hoch sei, denn die Ebbe käme ja zur bestimmten Zeit. Man könne drauf rechnen. Daher war es auch sicherer am Ufer der Meeresbucht zu wohnen, als am Ufer des Flusses, denn der konnte leicht überschwemmen.

Was sie aber da sah, war es aber auch wirklich die Fluth? Sie ging wieder zur Hinterthür, warf ein

Stück Holz hinaus, das gleich seewärts weiter schwamm. Sie schöpfte etwas Wasser mit der Hand und schmeckte es. Das Wasser war süß und frisch, es war also der Fluß, der ausgetreten! Dann, Gott sei gedankt dafür, fand diese Frau all' ihre Kraft und Geistesgegenwart wieder. Furcht und Zittern fielen hin wie eine Hülle, die ganze lange Nacht hindurch verlor sie nicht den Muth. Sie zog das Bett mitten ins Zimmer, stellte einen Tisch aufs Bett, und die Wiege ihres Kindes oben drauf. Das Wasser stieg ihr schon bis an die Knöchel. Mehrere mal wurde das ganze Haus erschüttert. Sie fühlte deutlich die Stöße, und die Thüren der anderen Zimmer sprangen auf. Dann hörte sie auch wieder an der äußeren Mauer dasselbe sonderbare Geräusch wie vorhin. Diesmal sah sie hinaus, und was sah sie? Ein starker Baum, der früher am Wege bei der kleinen Wiese gestanden hatte, war entwurzelt worden und trieb jetzt mit dem Strom ans Haus. Glücklicher Weise schleppten seine langen Wurzeln am Boden, so daß er dem Strom noch Widerstand leistete, sonst hätte er das Haus mit einem Schlag fortgerissen. Der Hund war auf den knorrigen Stamm gesprungen, zitterte an allen Gliedern und heulte kläglich. Das war wie ein Fingerzeig für die muthige Frau: Sie riß eine warme Decke aus dem Bett, wickelte ihr Kind hinein und trat durch das Wasser, um die Thür zu erreichen. In diesem Augenblick wurde der Baum noch näher geschoben, und das Haus krachte und bebte in allen seinen Fugen. Da zauderte die Frau nicht mehr und sprang auf den Stamm. Gott erbarmte sich ihrer. Es gelang ihr auf dem glatten Holz Fuß zu fassen. Mit dem anderen Arm hielt sie ihr armes kleines Kind, welches

weinte. Jetzt hörte sie einen furchtbaren Krach: Das Haus, das sie eben verlassen, stürzte ein. Der Baum hatte sich einen Weg gebahnt und trieb weiter mit dem Strom in die dunkle Nacht hinein. Trotz der Gefahr, dem Heulen des Windes, der ganzen Furchtbarkeit ihrer Lage sah die Frau doch noch auf die Stelle, wo das Haus gestanden. Allerhand sonderbare Gedanken gingen ihr durch den Kopf, woran sie sich noch später erinnerte. Sie betete inbrünstig, daß ein Theil des Hauses doch erhalten bliebe, damit ihr Mann ein Obdach finde. Aber wie würde er erfahren, was aus seiner Frau und seinem Kinde geworden? Dieser Gedanke brachte sie außer sich und brach ihr das Herz! Sie hatte aber keine Muße, sich ihrer Traurigkeit hinzugeben, denn jetzt galt es für ihr Leben und das ihres armen weinenden Kindes zu kämpfen. Jedesmal, als die Wurzeln anstießen, schwankte der ganze Stamm. Zweimal wäre sie fast ins Wasser gefallen. Der Hund war ihr ein Trost, er lief immer auf und ab längs dem Stamm. Ein stärkerer Stoß warf ihn ins Wasser. Er schwamm einige Zeit neben seiner Herrin. Sie that ihr mögliches, um ihn zu retten, er ermattete aber mehr und mehr; seine Kräfte verließen ihn, und sie verlor ihn aus den Augen — für immer. Nun war sie allein mit ihrem Kinde. In dem Theile ihres Hauses, der noch stehen geblieben war, brannte ein Licht. Auch dieses Licht verschwand jetzt. Die Frau wußte nicht, in welche Richtung sie hingetrieben wurde. Bald jedoch glaubte sie in der Ferne die weißen Sandsteine des Meeresufers zu erkennen. Sie trieb also mit dem Strom in die offene See! Trat die Ebbe nicht bald ein, so war sie verloren! Ihre einzige Hoffnung bestand in der Möglichkeit, an

einen der bewachsenen Sandhügel zu stoßen und da festen Fuß zu fassen, um eine halbwegs sichere Stelle wenigstens für die Nacht zu finden. Bisweilen glaubte sie ein Geschrei zu hören oder das Brüllen einer Heerde und sonstige Klagetöne, sie sah aber bald ein, daß sie sich irrte. Alles Rufen, das sie zu hören glaubte, war nur das Brausen in ihren Ohren und ihr eigener Herzschlag! Ihre Glieder waren steif und erstarrt in der unbequemen Lage, die sie einnahm; sie konnte sich kaum noch rühren. Ihr Kind weinte. Wenn sie ihm die Brust gab, da sah sie, daß ihre Milch versiegt war. Als ihr das klar wurde, war sie verzweifelt; sie ließ den Kopf sinken und weinte bitterlich. Als sie nach einiger Zeit das Haupt wieder erhob, schien es ihr, als triebe sie nicht mehr mit dem Strom. Sie schöpfte etwas Wasser, um ihren Durst zu stillen, das Wasser war salzig. Der Wind hatte sich gelegt, Totenstille und tiefe Finsterniß umgab sie. Der Baumstamm auf dem sie saß, schaukelte ganz sachte, aber die Einsamkeit erdrückte sie! Sie fing an, mit ihrem Kinde zu sprechen, nur um den Ton ihrer Stimme zu hören und sich zu vergewissern, daß sie den Gebrauch der Sprache noch nicht verloren habe. Dann fiel es ihr ein — ein sonderbarer Gedanke, den sie aber nicht verscheuchen konnte — wie furchtbar die Nacht gewesen sein mußte, als die Arche Noah's auf die Höhe des Ararat schwebte und alle Töne der Schöpfung in der Sündfluth verstummt waren! Sie dachte auch an die Qualen der Schiffbrüchigen, an die Matrosen, die sich an die sinkenden Masten anklammern, an die armen Frauen, die man versucht an Balken anzubinden und die das Meer hin und her wirft, bis auch sie ausgelitten!

Sie versuchte Gott zu danken für ihre bisherige Rettung und blickte um sich. Ihr Kind war endlich in einen unruhigen Schlaf gefallen. Plötzlich erblickte sie gegen Süden ein Licht durch die Finsterniß; es blinkte hell auf, wurde schwächer, warf dann wieder einen hellen Schein, um nach einer Minute wieder zu verschwinden. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen gegen die kalte Wange ihres Kindes. Dieses Licht mußte der Leuchtturm sein. Kaum war sie sich drüber klar geworden, als sie auch fühlte, daß die Wurzeln des Baumstammes am Boden schleppten. Nach einer kleinen Weile stand der Baum still und rührte sich nicht mehr. Sie legte ihre Hand in das Wasser und fühlte eine schwache Strömung, nach der Richtung des Leuchtturmes, und trotz dem Lärm der Brandung erkannte sie, daß sie sich in der sumpfigen Niederung der Küste befinden mußte. Die Gegend hieß der Dialow-Morast.

Wäre ihr Kind nicht so schwer krank gewesen und in Gefahr zu verhungern, da sie ihm keine Milch mehr geben konnte, so hätte die arme Frau sich über ihre wunderbare Rettung freuen können, jetzt aber blieb sie traurig und muthlos.

Die Ebbe war vollständig eingetreten. Eine Schaar Sumpfvögel kam angeflogen mit ihrem schrillen Geschrei. Einige Kibitze setzten sich sogar auf den Baumestamm, und ein Reiher fischte in der Nähe. Bald darauf kam ein schöner weißer Vogel angeflogen, größer als eine Taube, und setzte sich ganz nah von ihrer Schulter. Er war so zahm, daß er sich von ihr streicheln ließ. Sie dachte, es würde ihr Kind zerstreuen, den hübschen Vogel zu sehen, und sie hob es auf. Indem sie es aber versuchte, sah sie, daß das Kind ganz blau und erstarrt

war, die Augen ganz geschlossen und mit sehr tiefen Schatten. Da schrie sie laut auf. Der Vogel flog davon, und sie verlor die Besinnung. Als sie die Augen wieder öffnete, schien die Sonne, und das Wasser um sie her hatte sich fast ganz verzogen. Sie hörte sonderbare Töne um sich her. Eine alte Indianer-Frau sang ein Lied, indem sie sich hin und her schaukelte vor einem Feuer, das an einer trockenen Stelle angezündet worden war. Die arme Mutter, vom Tode errettet, lag da matt und müde vor dem Feuer. Ihr erster Gedanke war ihr Kind, und sie versuchte zu sprechen, als eine junge Indianerin, die selbst Mutter sein mußte, errieth, was sie sagen wollte und ihr das Kind brachte. Es war blaß, aber es lebte; es sah aus wie ein kleines Indianerkind — in der Wiege von Weidenruthen, in welches man es gelegt. Als die Mutter es wieder sah, fing sie an zu lachen und zu weinen zugleich.

Die alte und die junge Indianerin zeigten ihre großen weißen Zähne, zwinkerten mit ihren schwarzen Augen und sagten ihr, um sie zu trösten, daß ihr Mann nah sei und bald kommen würde. Ach wie gern hätte sie nun ihre braunen Gesichter geküßt.

Was hatte sich denn unterdessen zugetragen? Die beiden Indianer-Weiber waren zur Ebbe gekommen, um wilde Beeren zu pflücken, und hatten von Weitem ein buntes Kleid zwischen den Baumwurzeln erblickt. Die Alte freute sich ein neues Kleidungsstück zu finden, war bis zum Baum vorgedrungen und hatte die weiße Frau und ihr Kind gefunden. Wir brauchen nicht zu fragen, ob die Frau mit Freuden der alten Indianerin versprach, ihr ihre Kleider zu schenken. Als aber er, ihr

Mann, kam und sie umarmte, wurde sie so schwach, daß man sie bis zu seinem Boot tragen mußte.

Der arme Mann hatte nichts erfahren von der Ueberschwemmung, bis er einigen Indianern begegnete, die ihm von einer weißen Frau und ihren Begegnissen erzählten. Nach der Beschreibung erkannte er sofort, daß es seine Frau sein mußte.

Bei der nächsten Fluth flößte er den Baum, der seine Frau gerettet, bis zur Stelle, wo sein altes Haus gestanden. Es lagen Stämme rund umher, er hielt aber gerade an diesen. Als er sein neues Haus baute, machte er die Stützen und Knie aus diesem Holz, und zur Erinnerung an das große Ereigniß nannte er sein Haus: Mariens Arche. Marie war der Name seiner Frau.

Est.

A-7708

Preis 30 kop.